

»Unter dem Stichwort ›Heterogenität‹ werden sowohl soziale oder kulturelle Unterschiede als auch die divergenten leistungsbezogenen Ausgangsbedingungen der Schülerschaft gefasst.« (Gröhlich et al. 2009, S. 87)

Damit wird ein großer Spielraum eröffnet, der charakteristisch für den Diskurs und seine Flexibilität ist. Für die verschiedensten Gebräuche des Begriffs gibt es eine Nische. Der Kontext und die soziale Konstruiertheit sind zusammenfassend die entscheidenden Aspekte, wenn in einer spezifischen Situation (auch Nutzung in einer Veröffentlichung) von Heterogenität die Rede ist. Der Begriff selbst offenbart nicht, wer über die Details, wie relevante Differenzkategorien und Konsequenzen, entscheidet. Unfraglich scheint, dass Schüler*innen die betroffenen Subjekte sind und diese selbst jedoch an der Kategorisierung nicht beteiligt sind (vgl. Kapitel 5.1). Heterogenität ist im Kern ein extern (obgleich innerhalb des Diskurses) festgestellter Zustand und bei allem normativen Anspruch der Gleichberechtigung nicht emanzipatorisch gebraucht.

3.2 Homogenität – Wechselspiel statt Gegenspieler

Grundlegend für das Verhältnis von Heterogenität und Homogenität ist, dass sie nicht ohneeinander denkbar sind. Die Fokussierung auf Verschiedenheit funktioniert nur vor dem Hintergrund von Ähnlichkeit. Ebenso umgekehrt. Cornelia Dietrich hält dazu fest: »Ungleichheit gibt es nicht an sich, sondern immer nur relational zwischen (mindestens) zwei Vergleichsdingen, die im Hinblick auf ein Drittes als entweder gleich oder verschieden erkannt, beschrieben oder produziert werden« (Dietrich 2017a, S. 123f.). Verhältnis und Perspektive sind die grundlegenden Schlagworte zur Beschreibung dieser Verbindung. Homogenität wird als intendierte Folge der schulischen Organisation diskutiert und kritisiert, wohingegen Heterogenität als realer Zustand präsentiert wird (vgl. Emmerich und Hormel 2013, S. 168). Damit ist auch eine weit verbreitete Wertung verknüpft, die »Heterogenität als positive[n] Gegenpol (›gut‹) zu Homogenisierung« (Budde 2012, 60) hervorhebt. Gleichsam gilt aber auch Homogenität als wünschenswert im Sinne einer funktionalen Ordnung: »Innerhalb von Organisationen (z.B. Schule) wird soziale Heterogenität soweit reduziert, bis organisatorische Entscheidungsstrukturen wahrscheinlicher werden.« (Schieferdecker 2016, S. 30) Das Schulsystem basiert auf als

homogen angesehenen Gruppen, wobei Alter und Lernstand als kongruent betrachtet werden (vgl. Streber et al. 2015, S. 149):

»Unter den Bedingungen eines curriculumgesteuerten und damit für aufeinanderfolgende Jahrgangsstufen selektiven Schulsystems ist Ähnlichkeit das vorherrschende Merkmal zwischen Schülerinnen und Schülern einer Klasse, was in der o.g. Rhetorik als »Homogenität« bezeichnet werden würde.« (Arnold und Linder-Müller 2017, S. 237)

Die Bevorzugung von Homogenität und Homogenisierungsbestrebungen als Reaktion auf Heterogenität gelten als kennzeichnend für die Organisationsform der Schule sowie als historisch wiederkehrende Reaktion: »Segregation statt Integration ist das Muster der deutschen Bildungstradition« (Keck 2004, S. 28). Schwerwiegend ist, dass Heterogenität und Homogenität keine Abfolge im Sinne von unterschiedlichen Stufen eines Prozesses darstellen, sondern fließend ineinandergreifen. Homogenere Klassen gibt es nur, wenn Kategorien vorab festgelegt werden und dann sortiert wird. Die Summe der Individuen wird aus einer bestimmten Perspektive betrachtet: Die Kategorien sind bereits da bzw. werden durch das jeweilige Interesse bestimmt und anschließend nach Passungen gesucht. Eine bereits festgelegte Gruppe kann jedoch heterogener werden, wenn neue Kategorisierungen gefunden/vorgenommen werden. Folgend wird so eine homogene Gruppe wieder heterogen. Die Lehrkraft mag beispielsweise in der Unterrichtsvorbereitung Gruppeneinteilungen entsprechend der Noten eines Tests vornehmen und diese Einteilung dann im Angesicht der Schüler*innen vor Ort revidieren – sei es aus logistischen Gründen der Anwesenheit oder durch neu hinzugekommene Eindrücke. Unterschiede lassen sich beliebig viele finden, weshalb Homogenität eine künstlich bzw. organisatorisch herbeigeführte Illusion ist: »Da jeder Mensch anders, weil einzigartig ist, ist Heterogenität das normale und Homogenität das nicht Wirkliche.« (Streber et al. 2015, S. 19) Ebenso lässt sich formulieren, dass alle im Sinne der sie auszeichnenden Verschiedenheit homogen sind. Der Verweis darauf, dass es sich bei festgestellter Homogenität oder Heterogenität um eine Frage der Perspektive bzw. Wahrnehmung (vgl. Brügelmann 2001, o.S.) handelt, ist jedoch bereits zu einer Floskel im Diskurs verkommen, die verschleiert, welche Wirkmacht die entsprechenden Zuschreibungen haben. Dies betrifft insbesondere die Bezugnahme auf Normalitätsvorstellungen (vgl. Budde 2011, S. 112; Bräu 2015, S. 23). Normalität als das Gewohnte bestimmt über Zugehörigkeiten:

»Ist etwas irritierend und wird es als »nicht üblich« eingestuft, dann müssen zumindest Erklärungen oder Entschuldigungen die normalisierte Welt wieder herstellen oder es wird Nicht- Zugehörigkeit markiert.« (Bräu 2015, S. 23)

Die Abkehr vom Homogenitätsbegriff mit dem Ziel einer Fokussierung auf soziale Differenzierungsprozesse ist jedoch ebenfalls zu kurz gedacht (vgl. Schieferdecker 2016). Auch wenn jede (festgestellte) Homogenität als unzureichend beschriebene Heterogenität begriffen werden kann, so bedarf der Heterogenitätsbegriff dieses unklaren Gegenpols, um Wechselwirkungen sowie Macht- und Ordnungsstrukturen in den Blick zu nehmen. Sandermann bringt die paradoxe Beziehung zwischen Heterogenität und Homogenität auf den Punkt, wenn er mit Bezugnahme auf die Theorien Niklas Luhmanns sagt: »Je differenzierter man über Heterogenität spricht, desto mehr Vorstellungen von Homogenität braucht man im Gegenzug« (Sandermann 2018, o.S.). Diese Vorstellungen sind grundlegend für die Betrachtung von Differenzkategorien.

3.3 Differenzlinien als Kern des Diskurses

Prägend für den Heterogenitätsdiskurs ist, dass Versuche der Begriffsklärung nicht ohne die Verwendung von Beispielen, in Form von zu betrachtenden Differenzkategorien, auskommen. Wie in Kapitel 3.1 gezeigt, werden die verwendeten Differenzkategorien jedoch nicht strukturiert dargestellt. Das verbindende Element wird nicht genannt, so dass für zukünftige Situationen klar wäre welche Differenzen ebenfalls als zugehörig gelten. Die Kategorien selbst werden nicht kategorisiert. Wahrhaftig sind die Aufzählungen äußerst divers und werden zumeist explizit so formuliert, dass ihr Unabgeschlossenheit und Unstrukturiertheit betont wird. Vielmehr wird die scheinbare Flexibilität in Bezug auf relevante Kategorien als Stärke des Heterogenitätsdiskurses hofiert, da sie für Offenheit steht. Die Aufzählungen ordnen somit den Diskurs, während gleichsam versucht wird, seine Unordnung als Gewinn zu präsentieren. Dabei ist sowohl die Beliebigkeit der ausgewählten Differenzkategorien irreführend als auch die Verschleierung tieferliegender Strukturen. Listendefinitionen, im Sinne einer Aneinanderreihung von möglichen Differenzkategorien, sind somit weit verbreitet und gleichsam zurecht unbeliebt, da »sie nie vollständig sind« (Stöger und Ziegler 2013, S. 3).